

AXEL HACKE

Wozu wir
da sind

Walter Wemuts
Handreichungen für ein
gelungenes Leben

KUNSTMANN



Gesprächen aus.

Als ich nun aus dem Kino nach Hause kam, kramte ich die Briefe hervor. Es waren lange, wohlformulierte Texte, in denen er von seinem Alltag schrieb, einmal war sogar ein Foto dabei: er in einer *Ape*, das ist eines dieser motorisierten italienischen Dreiräder mit Ladefläche hinten, die war voll mit Einkäufen. So knatterte er zum Supermarkt, schrieb er, fröhlich eigentlich. Dann wieder schilderte er, wie er Waltraud Samstag am Abend oft die Texte von *Die Toten der Woche* vorlese, ein geradezu meditatives Erlebnis, weil sie doch wüssten, dass sie beide bald auch zu denen gehören würden, derer man vielleicht gedenke. Sie? Sie!

Beide? Beide!

Wie hatte ich das überlesen können?

Ein anderes Mal schrieb er, er habe einen langen Text über sein Leben geschrieben, in dem einige Dinge stünden, die ich gewiss nicht von ihm wüsste. Vielleicht werde er mir das einmal schicken.

Wir würden uns nun so lange kennen, schrieb er, »aber kennen wir uns wirklich«?

Er hatte mir schon zwei- oder dreimal solche Texte gegeben, in denen es um seine Zeit im Internat ging, den Schock seines Lebens, den er dort erlitt, die Härte des Lebens nach den süßen Zeiten in Asien. Ben schrieb gut, aber nichts davon hatte er je veröffentlicht.

Dieser Text kam nie. Ich fragte auch nie danach.

Ich dachte, er sei verstimmt gewesen, weil ich ihm nicht mehr geantwortet hatte, mehr als verstimmt sogar. Einige Male schon hatte es Missverständnisse gegeben, ich hatte ihn, als ich ein großes Fest zu meinem Geburtstag machte, nicht eingeladen. Tatsächlich hatte ich ihn einfach vergessen, also bei den Einladungen jetzt.

Ich schrieb ihm einen langen Brief. Entschuldigte mich.

Versuchte zu erklären.

Er gab keine Antwort.

Er hatte recht. Wir kannten uns nicht wirklich, das zeigte sich ja nun. Selbst nach heiteren Abenden hatte ich oft das Gefühl gehabt, er habe in sich etwas vergraben, von dem er selbst kaum wüsste.

Aber hätten wir uns besser kennen können? Was hatte ich versäumt?

Wie war das möglich gewesen? Wie hatte ich so unachtsam sein können? Warum?

Sehen Sie, das habe ich gemeint: Man kann sich im Leben verpassen. Es war wie mit Cohen, nur doch wieder ganz anders, natürlich, schlimm, weil ich etwas versäumt hatte, weil ich nicht aufmerksam gewesen war für einen, der mir doch wichtig war, weil ich

etwas nicht getan hatte, *was ich hätte tun müssen*. So war mein Gefühl.

Gelungenes Leben. Vielleicht habe ich auch wegen dieser Geschichte mit Ben zugesagt, was diese Rede angeht. Einfach, weil ich das Empfinden habe, ich sollte mich um ein paar größere Fragen nicht immer herumdrücken? Wenn man mal angefangen hat, sich mit dem Begriff zu befassen, wenn es mal nicht um das Leben eines gerade Gestorbenen geht und ja auch nicht um die achtzigjährige Jubilarin selbst, bei deren Fest ich reden soll, also nicht um das konkrete Dasein eines anderen, sondern um die ganz allgemeine Frage, was das ist, *ein gelungenes Leben* – dann muss ich, in diesem Fall, mein angestammtes Terrain verlassen. Und komischerweise bedeutet das, sich selbst ein wenig näher zu rücken, dem eigenen Leben, nicht wahr? Es sei denn, man will bei irgendwelchen allgemeinen Betrachtungen verharren. Und wer will das schon?

Ich frage mich gerade, ob zum gelungenen Leben die Bereitschaft gehört, jederzeit zu sterben. Also: Wenn du das Gefühl hast, du könntest jetzt auf die Seite sinken und aushauchen, und es wäre nicht so schlimm – ist dein Leben dann gelungen?

Oder gerade nicht, weil man einem Scheißdasein lieber *Adieu* sagt als einem guten?

Oder doch?

Aber wann ist das?

Wie viel muss ich noch tun, damit mein Leben gelungen ist? Oder sollte es jederzeit, an jedem Tag gelungen sein?

Einige der antiken Philosophen – und nicht nur sie – empfehlen, sich mit dem Tod nicht allzu sehr zu beschäftigen, Epikur zum Beispiel hat gesagt, der Tod gehe uns nichts an, solange wir da seien, sei er nicht da, und wenn er da sei, wir nicht mehr. Das ist natürlich unbestreitbar. Hier, im Magazin der *Süddeutschen Zeitung*, in einem Gespräch mit Alexander Kluge, sagt der, also Kluge jetzt: »Warum soll ich mir den Augenblick zermürben, indem ich mich mit dem Tode befasse? Es ist gewiss, dass er kommt. Mehr muss ich nicht wissen.«

Zermürben, das ist schön gesagt, in der Kombination mit *Augenblick*, nicht wahr? Man stellt sich die Zermürbung eines Augenblicks sofort bildlich vor, und überhaupt: *Mürbe Momente*, das wäre ein schöner Buchtitel, oder?

Wie wäre es übrigens, wenn wir alle gleich alt würden, alle Menschen, meine ich? Sagen wir: achtzig. Oder hundert?

Meinetwegen auch hunderteins.

Am Tag deiner Geburt stünde dein Todesdatum fest, so.

Auch schwere Krankheiten, die gewöhnlich zum Tode führen, wären abgeschafft, ebenso die schlimmen Unfälle. Natürlich hätten wir noch die kleinen Malaisen des Körpers, Schnupfen, Husten, Heiserkeit, auch gebrochene Beine und dergleichen.

Aber zum Tod führte nur – der Tod, nach dem für jeden exakt gleich bemessenen Zeitraum.

Das wäre für alle gleich.

Was würde das ändern?

Jedenfalls wäre die ganze Ungewissheit weg und die Angst, die mit dem Tod verbunden ist, all dies: Vielleicht fällt mir morgen ein Stein auf den Kopf, und das wird es dann gewesen sein. Oder einem der Kinder passiert etwas, und auch mein Leben wäre dann in vieler Hinsicht zu Ende, oder es wäre jedenfalls nicht mehr das Leben, das ich führen möchte. Und weil wir ja wissen, wann der Tod auf uns zukommt, könnten wir unser Leben besser planen, in der Woche vor dem Ende noch mal ordentlich auf den Putz hauen, damit den Erben nicht zu viel bleibt, solche Dinge, nicht wahr? Oder sich mit den Menschen, die einem etwas bedeuten, zusammenfinden und in den Tod hineinfeiern, reden, sich besinnen. Vielleicht würden wir auch nicht mehr ganz so gesund zu leben versuchen, wie viele von uns es tun, weil es ja nicht mehr von solcher Bedeutung wäre?

Aber meine Frage ist: Würde es wirklich etwas ändern, substantiell, meine ich? Wäre unser Leben ein anderes?

Natürlich nicht.

Oder doch?

Jedenfalls: meines schon. Ich wäre nicht mehr von Todesfällen überrascht, müsste nicht am Abend vor dem Erscheinen meiner Seite noch rasch einen Nachruf auf einen prominenten Spontanverblichenen aus dem Boden stampfen, mein Arbeitsleben wäre übersichtlicher, besser planbar.

Kein Zufall, dass ausgerechnet ich diese Vorstellung habe, nicht wahr?

Aber sonst?

Wir würden uns ja dran gewöhnen. Oder es eben gar nicht anders kennen. So wie der Mensch sich an alles gewöhnt oder es irgendwann nicht mehr anders kennt. Wenn er eine Weile lang mehr hat als früher, will er noch mehr. Hat er dann *noch* mehr, will er *noch noch* mehr.

Wir würden hadern damit, dass es so ist, wie es ist. (Weil wir *immer* damit hadern, dass es

ist, wie es ist.) Dass wir nicht länger leben können. Dass wir so lange leben müssen. Wir würden schimpfen, dass der Gesundlebende nicht für seine Mühen belohnt würde mit einem längeren Dasein. Wir würden Gedankenspiele darüber anstellen, wie das Leben wäre, wenn nicht alle genau gleich alt würden.

Vielleicht wären wir demütiger? Einige von uns jedenfalls? Es gibt ja Leute, die glauben, sie könnten die Unsterblichkeit erreichen, sich in ewig lebende Maschinen verwandeln, einige von diesen Leuten im *Silicon Valley* denken das, sie halten sich irgendwie für unersetzlich, und wahrscheinlich haben sie einfach niemanden mehr, der ihnen sagt: *Sie sind es nicht*. Deren Bestrebungen wären aber aussichtslos, weil – im Falle dieses Gedankenspiels – nie jemand auch nur eine Minute länger gelebt hätte, als es uns allen beschieden wäre.

Ich weiß auch nicht, ist es nicht müßig, solche Gedankenspiele überhaupt anzustellen?

Natürlich ist es müßig.

Aber müßig ist nicht gleich: schlecht. Klingt aber heute so in unserem Sprachgebrauch, ist das nicht irre?

Ich sage Ihnen jetzt mal Folgendes: Nur der Müßiggang könnte unsere Rettung sein. Ich meine nicht die grundsätzliche Faulheit, ich bin ein fleißiger Mensch, das wissen Sie. Aber wie es aussieht, ist es doch so: Man will uns das Einfachnurdasitzen, das Vorsichhinglotzen, das Ausdemfensterschauen, das Händehinterdemkopfverschränken, das Gedankenspielen und Sichzurücklehnen, das alles will man uns abgewöhnen ...

Moment jetzt!

Wer ist »man«?

Ich sage mal so: Am *Herumsitzen* ist für niemanden Geld zu verdienen, außer für die Fabrikanten von Sofas, Sitzkissen und für die Stuhlindustrie. Und deshalb wird uns eingeredet, dass Leben ein *Machen* ist, weil man zum *Machen* Geräte braucht, und diese Geräte werden hergestellt und verkauft, und es wird Geld damit verdient, das ist ein Kreis ohne Ende, und wenn einer in diesem Kreis aufhört zu *machen* und nur noch *herumsitzt*, dann wird der Kreis unterbrochen, wie ein Stromkreis unterbrochen wird, es fließt dann nichts mehr, und das muss verhindert werden, verstehen Sie? Selbst das Herumsitzen wird in diesem System zu einem *Machen* erklärt, man *macht* zum Beispiel Yoga oder Meditation, was ja nichts anderes als Herumsitzen ist, aber zum Meditieren braucht man wenigstens ein Kissen, einen Kurs oder einen Leitfaden, das kann man schon wieder verkaufen.

Also ist Meditation okay, Herumsitzen nicht.

Das ist »man«. *Man* sind also jene, die uns einreden, dass jede Lebensminute irgendeinem Ziel gelten muss, dem Fitsein, dem Glücklichsein, der umfassenden Verzweckung. Jeder Augenblick muss irgendeinen Sinn haben, in jedem Moment muss man etwas tun.

Schlagen Sie eine beliebige Zeitung auf, klicken Sie irgendeine Internetseite an, es wird nicht lange dauern, und Sie sehen einen Artikel, ein Interview, einen Aufsatz: *Wie werde ich glücklich? Was muss ich tun, um glücklich zu sein?*

Hier, gestern erst, ich habe den Zeitungstext aufgehoben, ich bin ja nicht nur ein geradezu manischer Leser, sondern auch ein zwanghafter Aufheber von Texten, Sie sehen, wie es hier aussieht, überall diese Stapel, aber ich kann nichts wegschmeißen, was mich mal beim Lesen interessiert hat. Das hat wohl mit meiner beruflichen Geschichte zu tun, von der muss ich Ihnen gleich noch erzählen.

Jedenfalls, schauen Sie, ein Gespräch mit einem Psychologen und Bestsellerautor, da, sehen Sie! Was sagt der Mann?

Er sagt: »Ich sage mir jeden Morgen: ›Willkommen Tag, ich erwähle dich mit allem, was du mir bringst. Ich will mich am Leben entwickeln, die Situation ist mein Coach.«

Meinetwegen.

Aber *jeden Morgen*? Kann man denn nicht mal eines unerwählten Morgens einfach so da sein? Ohne Erwählung? Ohne sich am Leben zu entwickeln?

Die Leute betreiben Glücklichsein wie Weitsprung oder Kugelstoßen. Wenn sie nicht jeden Tag drei Mal glücklich gewesen sind, verzweifeln sie, wahrscheinlich gibt es jetzt auch Armbänder, die neben der täglichen Schrittzahl die Glücksmomente pro Tag anzeigen, und überhaupt ist ja das ganze Leben heute so eine Art Hitliste geworden, Sie müssen diese touristischen Seiten im Inter net anschauen, booking.com, tripadvisor.de, die Kommentare da, zu den Hotels und Restaurants. Die Menschen dulden keine Zufälle mehr, kein Scheitern, sie wollen immerzu alles im Griff haben, kennen keine wirkliche Neugier und nicht die Überraschungen, aus denen doch das Reisen bestehen könnte, vielleicht sogar bestehen sollte, nein, da ist nur Effektivitätsdenken, Kontrolle und Meinung, Meinung, Meinung ...

Dagegen eben könnte unsere schärfste Waffe der Müßiggang sein, der knallharte Widerstand durch Herumliegen, Dösen und das Betrachten von Hauswänden, Baumrindenstrukturen, Wolkenformationen, Schwalbensturzügeln, Fingernagelrillen und Blütenblättern. Das willenlose Betrachten der Dinge. Das Hinnehmen der Ereignisse.

Jetzt warten Sie mal, noch was zum *Glück*: Gestern habe ich mir auf einem Zettel ein